



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

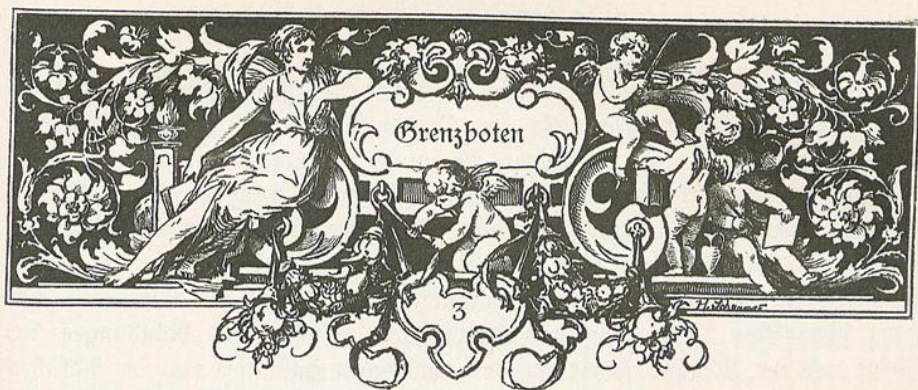
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Historische Versäumnisse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Historische Versäumnisse

In hervorragender Germanist, der noch aus der Schule der Gebrüder Grimm stammte, behauptete gelegentlich, halb im Scherz, halb im Ernst, der schlimmste Gegner der Deutschen sei Cäsar gewesen, da er 58 v. Chr. den Ariovist mit seinen Sueben verhindert habe, Gallien zu erobern, was ohne sein Dazwischentreten sicher geschehn wäre und die Grenzen der Germanen bis an den Kanal und den Atlantischen Ozean ausgedehnt, sie also in eine viel günstigere geographische Lage als ihre heutige gebracht hätte, während in den Ebenen ostwärts von der Elbe ein großes Slawenreich hätte entstehen mögen; die größte Thorheit aber hätten die Markomannen begangen, als sie während der Völkerwanderung Böhmen räumten, nach dem jetzigen Bayern abzogen und somit Böhmen den Tschechen überließen, denn dadurch sei das natürliche Herzland Deutschlands, seine Hochburg, von der aus sich ein gesamtdeutsches Staatswesen am ehesten hätte gründen und behaupten lassen, für immer an ein fremdes Volk verloren gegangen, und das Zusammenwachsen der deutschen Stämme zu einer Nation, zu einem Reiche aufs äußerste erschwert worden. In der That hat kein großes europäisches Volk eine so merkwürdige und tiefgreifende Verschiebung seiner Sitze erfahren als das deutsche, und daß diese die Reichsbildung vielfach gehemmt hat, liegt auf der Hand.

Diese für unsre ganze Geschichte grundlegende, oft zu wenig beachtete Thatfache läßt sich jetzt an der Hand eines großen Kartenwerks, worin der kürzlich verstorbene russische Generalleutnant Roderich von Erkert die Ergebnisse der neuen Forschung sozusagen bildlich dargestellt hat,^{*)} deutlich und mühelos verfolgen; es ist nur zu bedauern, daß der Tod den Verfasser verhindert hat, auch noch den beabsichtigten begründenden Textband hinzuzuschreiben, es sind aber jeder Karte kurze erklärende Bemerkungen beigelegt. Die erste Karte giebt den Zustand des jetzigen Deutschlands nach dem Ende der letzten Eiszeit mit

^{*)} Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen, auf zwölf Karten dargestellt (mit einem Vorwort von Johannes Ranke). Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1901. Folio.

den Grenzlinien des vorweltlichen Eises und den Abflußrichtungen des Schmelzwassers von den Gletschern, also den Boden, auf dem sich erst eine Polarwüste entfaltete, wie sie im kleinen Maßstabe der von den zurückweichenden Gletschern, etwa des Berner Oberlandes (sehr merkwürdig z. B. am Rhonegletscher), freigelassene Raum zeigt, und sich später Grassteppe und Waldbland entwickelten, die Grundlage aller Besiedlung in Europa nördlich von den Alpen. Die nächsten Karten stellen die allmähliche Ausbreitung der Germanen aus ihren historischen Ursitzen in dem Küstenlande zwischen den Mündungen der Weser und der Weichsel sowie auf der cimbrischen Halbinsel und im südlichen Skandinavien seit dem Anfange des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts dar, erst das Vordringen bis an den untern Rhein und den hercynischen Wald (den großen westöstlichen mitteldeutschen Gebirgszug) und die mittlere Weichsel etwa im zweiten Jahrhundert v. Chr., dann um etwa 60 v. Chr. über den hercynischen Wald und den Oberrhein, endlich um 150 n. Chr. die Zurückstauung dieser Ausbreitung durch die römische Militärgrenze, die aber anderseits die Besetzung Böhmens und Mährens durch die ostwärts ausweichenden Markomannen veranlaßte. Das ist ungefähr der Zustand, den die ebenfalls auf Blatt 6 mitgeteilte Ptolemäische Karte fixiert hat. Die nun folgenden Wanderzüge der ostgermanischen Völker werden auf den vier Karten des siebenten Blatts nur durch die Richtlinien veranschaulicht, denn für die Entstehung einer deutschen Nation kommen diese Stämme nicht mehr in Betracht, wohl aber die negative Wirkung ihrer Auswanderung. Der Erläuterung dieses Vorganges, der allmählichen Entleerung des ganzen Ostens von germanischen Bewohnern, sind die folgenden Blätter gewidmet. Schon um 300 n. Chr. ist das Land bis an die untere Oder und die Sudeten geräumt, um 400 sind die Germanen fast überall bis hinter die Elbe zurückgewichen und haben auch Mähren aufgegeben, um 500 ist auch Böhmen verlassen, und überall sind geräuschlos slawische Stämme in die menschenleeren Länder eingedrungen; um 600 reichen ihre Wohnsitze bis an die Saale und den obern Main, um 814 haben sie ihre dortigen Siedlungen beinahe bis Regensburg und Bamberg ausgedehnt, und von dem gesamten ostelbischen Boden ist nur noch der größte Teil Holsteins germanisch geblieben. Dieser ungeheure Landverlust im Osten ist durch das Vordringen der Bayern und Schwaben bis tief in die Alpen hinein, der Franken über den Rhein bis Dinkirchen und Diedenhofen nicht im entferntesten ausgeglichen worden; die Ansiedlung der Angeln und Sachsen in Britannien entfremdete sie dem Mutterlande ebenso, wie die Festsetzung fränkischer Eroberer in Nordgallien, ostgermanischer Wandervölker in Südgallien, Italien, Spanien und Afrika, denn sie bildeten dort überall nur eine der Zahl nach schwache, herrschende Rasse, gingen bald unter oder verschmolzen nach wenig Generationen mit den römischen oder romanisierten, ursprünglich keltischen oder iberischen Einwohnern. So ist von dem alten Germanenlande durch alle Jahrhunderte nur ein verschwindend kleiner Teil, nämlich das Gebiet zu beiden Seiten der untern Elbe, immer deutsch geblieben; nur dessen Bewohner könnten, wenn es überhaupt darauf ankäme, den Anspruch erheben, ganz reines Germanenblut zu sein. Alle andern Stämme haben sich auf meist

altkeltischem Boden festgesetzt und mit den überall unzweifelhaft zurückgebliebenen, wenn auch sehr schwachen Resten der ursprünglichen Bewohner vermischt, der gesamte Osten aber ist auf Jahrhunderte oder dauernd an die Slawen verloren gegangen.

Eine ungeheure Verschiebung, wie sie bei keinem andern europäischen Kulturvolke jemals vorgekommen ist. Ein halbes Jahrtausend und länger und bis tief ins erste vorchristliche Jahrhundert hinein sind die Germanen im ununterbrochenen Vordringen nach Westen und Süden; dann gebietet ihnen die römische Herrschaft nicht nur energisch Halt, sondern drängt sie sogar zurück. In einem mächtigen umfassenden zweiten Vorstoß erreichen sie dann seit dem zweiten Jahrhunderte n. Chr. die äußerste südliche und westliche Grenze ihrer dauernden Ausbreitung, aber darüber gaben sie den ganzen alten Osten auf, ein ungeheurer Landverlust, denn wenn auch diese noch halbnomadischen Stämme schwerlich viel fester an ihrem Boden hafteten, als etwa ursprünglich die Spanier an den südamerikanischen Pampas, sie hatten bisher doch diese Räume beherrscht und mußten sie sich später, als sie ihrer bedurften, erst unter Strömen von Blut wieder erkämpfen.

Diese Räumung des Ostens, nicht nur Böhmens, ist, wenn man so sagen will, die erste große Versäumnis in der deutschen Geschichte, eine Versäumnis natürlich nicht in dem Sinne, als wenn dafür irgend jemand verantwortlich zu machen wäre; denn von den Menschen, die solche entscheidende Volksbeschlüsse faßten, wie den, die alte Heimat aufzugeben und in eine ungewisse Ferne hinauszuziehen mit Weib und Kind und Knecht und Vieh und aller fahrenden Habe, wissen wir fast nichts, und wie dringend ihre Beweggründe waren, können wir noch weniger beurteilen. Aber die Folgen blieben bestehn, und ganz sind sie auch durch die deutsche Rückeroberung und Kolonisation im spätern Mittelalter, die seit Karl dem Großen erst die Ausbreitung der Slawen zum Stillstand bringt, dann das Land weit über die Ostgrenze des alten Germaniens hinaus bis an den Finnischen Meerbusen, bis tief nach Polen, ja in Ausläufern bis nach Ungarn und Siebenbürgen hinein bemeistert, nicht rückgängig gemacht worden. Fremde Staatswesen bildeten sich bis an die Elbe und die Saale und behaupteten sich in Ungarn, Böhmen und Polen, dicht an der Grenze, ja bis ins Herz des neuen kolonialen Deutschlands hinein.

Man ist oft geneigt gewesen, in der Zulassung oder Duldung dieser Staatsbildungen eine zweite historische Versäumnis zu sehen und dafür die italienische Politik des deutschen Kaisertums verantwortlich zu machen, das die besten Kräfte der Nation im Süden zwecklos vergeudet habe, statt sie auf die völlige Unterwerfung des Ostens zu verwenden. Wir glauben mit Unrecht. Erstens konnte damals, als diese Kaiserpolitik einsetzte, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts, auch der scharfsinnigste Staatsmann nicht vermuten, daß dieses deutsche Volk einmal neuen Boden für den Überschuß seiner Menschenfülle brauchen werde, da damals noch mit der innern Kolonisation, mit der Rodung der ungeheuern Wälder innerhalb der nationalen Grenzen vollauf Raum geschafft zu werden schien; wenn schon damals von Sachsen aus die Unterwerfung der Elbflawen begann, wie ein Jahrhundert früher von Bayern aus

die der Slaven in den Ostalpen gelungen war, so handelte es sich dabei gar nicht um den Gewinn an Kolonialland, sondern um die Herrschaft, die Tribute, die Bekehrung der Slaven, und so blieb es bis ins zwölfte Jahrhundert hinein. Was bedeuteten sodann diese Barbarenländer gegen das schönste Kulturland am Mittelmeer, gegenüber Italien und der Weltstellung, die mit seiner Beherrschung und mit dem römischen Kaisertum für die deutschen Könige und die führenden Stände des deutschen Volks verbunden war! Damals erschien es doch unvergleichlich lockender und lohnender, über die alten Städte Italiens zu gebieten, als über Sumpf und Urwald und schmutzige Wendendörfer zwischen Elbe und Oder. Verübelt man es den Deutschen dieser Jahrhunderte, daß sie jene vorgezogen haben, so muß man es auch den Spaniern zum Vorwurf machen, daß sie lieber die reichen Kulturländer Mittel- und Südamerikas unterwarfen, als die öden, sumpfigen, mit ungeheuern Waldungen bedeckten Flachküsten Nordamerikas kolonisierten. Endlich und vor allem: diese Kaiserpolitik war in der That die Politik der ganzen Nation, keineswegs die persönliche, etwa gar von romantischer Sehnsucht bestimmte Politik der Kaiser, und sie mußte es sein, denn sie wurzelte in der staatsrechtlichen Notwendigkeit und in dem ganzen Kulturstande der Nation. Nicht die Nation hat das damalige deutsche Reich geschaffen, sondern das Reich schuf allmählich die Nation. Es war nicht aus ihrer politischen Initiative erwachsen, sondern den deutschen Stämmen von außen, durch die fränkische Eroberung auferlegt worden. Ihrem Kulturstande, ihrem politischen Bewußtsein hätte der Stammesstaat genügt, wie kurz nach 900 vier oder fünf solche durch Recht, Sitte und Mundart scharf geschiedne Bildungen wirklich bestanden und auch von König Heinrich I. nur mit einem sehr losen Bande umschlungen wurden. Aber da sich diese Stammesstaaten jeder für sich gegen die heidnischen Barbaren im Norden und Osten nicht hätten behaupten können, so mußte eben die Einheit, die ihnen die Karolinger aufgezwungen hatten, aufrechterhalten oder wiederhergestellt werden. Wo eine solche Nötigung nicht bestand wie in Frankreich, da löste sich die karolingische Reichseinheit in thatsächlich unabhängige Fürstentümer auf. Aber zwischen der politischen Notwendigkeit der deutschen Reichseinheit und dem wirtschaftlichen Zustande der Nation bestand ein klaffender Widerspruch. So weite Räume, wie sie damals schon einnahm, ließen sich mit den schwerfälligen Mitteln eines geld- und straßenlosen Bauernvolks von einem Mittelpunkt aus gar nicht regieren. Der Kaiser war also zu einer wandernden Residenz gezwungen, und da er keine Mittel hatte, seine Beamten und Krieger in Geld zu besolden, so mußte er sie mit Land statt mit Sold ausstatten. So entstand die Lehnverfassung als ein „Versuch, mit den Hilfsmitteln einer unentwickelten Zivilisation verhältnismäßig große Räume zu organisieren“ und die mangelnde Staatsgesinnung durch ein Netz persönlicher Treuverpflichtungen zu ersetzen, freilich auf die unvermeidliche Gefahr hin, daß das Amt, der Beruf, das verlehnte Land zum erblichen Besitz des Geschlechts wurden, und daß dieses dann auch die Amtsbefugnisse als seinen Besitz, als einen Zubehör der Grundherrschaft auffaßte und das Bewußtsein seiner Amtsstellung und Amtspflicht rasch verlor. Mit solchen Beamten, solchen

Vasallen ließ sich nun wohl ein Stammesstaat oder ein Fürstentum allenfalls regieren, wo Nachbarschaft, Verwandtschaft, persönlicher Verkehr und persönliche Anhänglichkeit den Mangel politischen Pflichtbewußtseins und wirklicher Staatsgesinnung einigermaßen ersetzen, und der Herr der Landschaft allen diesen Trostköpfen immer auf dem Nacken saß, aber nicht ein Reich von dem Umfange des deutschen. Darum schuf sich Otto der Große, noch ehe er die Kaiserkrone nahm, aus den Bischöfen und Reichsäbten einen neuen geistlichen Stand hoher Beamter. Denn sie ernannte er thatsächlich, die Gefahr der Vererbung ihrer Ämter war bei ihnen ausgeschlossen, sie hatten eine dem Laien weit überlegene Bildung, waren an pflichtmäßige Arbeit für allgemeine Zwecke gewöhnt und hingen durch die Kirchenverfassung untereinander eng zusammen, kurz sie verfügten über die Reste der hohen antiken Kultur, die einst das römische Weltreich zusammengehalten hatte, waren also wohl imstande, auch Deutschland zu regieren. Wollte aber der König dieses geistlichen Beamtenstandes vollkommen sicher sein, dann mußte er auch das Haupt der Kirche, den Papst, von sich abhängig machen, und das war ihm nur als Kaiser, als Herrn von Rom und Italien möglich. Das sind einfache Schlussketten von zwingender Folgerichtigkeit. Daß der überspannte hierarchische Idealismus Gregors VII. mehr als ein Jahrhundert später die Kirche vom Staate zu lösen versuchen und damit die Reichsverfassung, die einzige damals mögliche, in ihren Grundfesten erschüttern würde, das konnte Otto I. nicht voraussehen, und der Versuch gelang unter Heinrich IV. auch nur, weil der hohe deutsche Adel seinem König verräterisch die Treue brach. Trotzdem ist jene Verbindung von Friedrich I. Barbarossa im wesentlichen wiederhergestellt worden und mit ihr auch die Ottonische Reichsverfassung.

Wenn nun die Kaiserpolitik aus zwingenden Erwägungen einer hochgespannten Staatskunst hervorging, so kann man nicht einmal behaupten, daß sie die Aufgaben im Osten versäumt habe. Manche Kaiser, wie z. B. Otto II. und Otto III., sind allerdings, übrigens beide während sehr kurzer Regierungen, nicht dazu gekommen, persönlich dort einzugreifen, und Otto II. hat sogar die Eroberungen seines Vaters größtenteils wieder verloren; aber Heinrich II. hat, obwohl der bayrischen Linie des sächsischen Hauses entsprossen, in drei großen Kriegen mit dem aufstrebenden Polenreiche gerungen, ihm Böhmen entrißen und die verlorenen Marken wieder wenigstens unter die Lehnshegheit des Reichs zurückgebracht, der Franke Konrad II. hat den polnischen Versuch, sie vom Reiche ganz loszureißen, siegreich abgewehrt, sein Nachfolger Heinrich III. hat Böhmen in die Stellung eines Reichshertzogtums zurückgezwungen, die deutsche Grenze bis an die Leitha und Thaja vorgeschoben, Ungarn wenigstens auf einige Zeit in einen deutschen Vasallenstaat verwandelt. Der Sachse Lothar vollends nahm als Herzog wie als König die Eroberungspolitik Ottos des Großen östlich von der Elbe mit vollstem Nachdruck wieder auf, erzwang für Pommern und Rügen die Anerkennung der deutschen Hoheit und versuchte, allerdings ohne Erfolg, Böhmen in noch strengere Abhängigkeit zu bringen. Und so sehr der Schwerpunkt der hohenstaufischen Politik im Süden lag, Friedrich Barbarossa hat doch 1163 die Abtretung Schlesiens an eine aus

Polen verjagte Seitenlinie der dort herrschenden Piasten durchgesetzt, also die Angliederung der großen Landschaft an Deutschland vorbereitet und 1181 Lübeck unmittelbar unter das Reich gestellt; sogar Friedrich II., der doch kein Deutscher, sondern ein Sizilianer war, hat seinen Vertrauten Hermann von Salza, den großen Hochmeister des Deutschen Ordens, 1231 mit dem Kulmerlande und dem zu erwerbenden Preußen belehnt, das seinen einköpfigen Adler, den echten Adler des alten Reichs, dem großen Hohenstaufen verdankt. Und wenn manche Kaiser sich persönlich wenig oder gar nicht an den Aufgaben im Osten beteiligt haben, so waren doch die Herzöge und Fürsten, die dort wirkten, Reichsbeamte, ihre Eroberungen wurden Reichsgut und neuen Reichsbeamten, den Markgrafen, übergeben. Alles also, was dort geschah, das geschah, wenn nicht immer im ausdrücklichen Auftrag, so doch immer im Namen des Kaisers, der die Quelle jedes Rechts auf deutscher Erde war. Daß Ungarn, Böhmen, Polen nicht zertrümmert wurden, sondern nationale Staatswesen blieben, ist richtig, aber sie sind eben für die dem deutschen Reiche zur Verfügung stehenden Mittel, die nur aus ritterlichen Aufgeboten für kurze Feldzüge bestanden und stehende Besatzungen nur in der Form angesiedelter, mit Land ausgestatteter Vasallen kannten, wie sie erst nach völliger Unterwerfung des Landes eingerichtet werden konnten, zu stark gewesen, während die Slawenstämme im Osten der Elbe nichts weiter als lose oder gar nicht verbundene kleine Gaustaaten bildeten, also verhältnismäßig leichter unterjocht werden konnten, und erst der deutschen Kirche, später der deutschen Kolonisation haben sich die polnischen, tschechischen, ungarischen Länder doch auch geöffnet, allerdings unter heimischer Hoheit. Will man den mittelalterlichen Kaisern einen Vorwurf daraus machen, daß sie diese Gebiete nicht erobert haben, so denke man an das römische Reich, das, mit allen Mitteln einer hohen Kultur ausgerüstet, doch auch die germanischen Stämme zwischen Rhein und Donau nicht hat unterwerfen können, obwohl die ihm von dort drohende Gefahr viel drohender war, als später die von Polen, Böhmen oder Ungarn her. Und Böhmen wurde doch wenigstens in den Reichsverband aufgenommen, die Bildung eines großen westslawischen Reichs für alle Zeiten verhindert.

Nein, von Versäumnissen der deutschen Kaiserpolitik in diesen Dingen kann im Ernste nicht die Rede sein. Was sie überhaupt mit den ihr zur Verfügung stehenden Kräften hier vermochte, hat sie geleistet; was sie nicht geleistet hat, das konnte sie damals nicht leisten. Die wirklichen schweren, verhängnisvollen, für unsre ganze Entwicklung entscheidenden Versäumnisse des Mittelalters liegen auf einer ganz andern Seite; sie liegen darin, daß es niemals gelang, die Krone in einem Hause geschlechtlich oder wenigstens thatsächlich auf die Dauer erblich zu machen, wie es doch alle andern Reichsämter wurden, daß also auch niemals eine Landschaft der feste, dauernde politische Kern des Reichs werden konnte, wie in Frankreich die Krone den Kapetingern verblieben und Francien, ihr Stammland, das Zentrum, Paris die Hauptstadt des Reichs geworden ist. Gewiß war die Veranlassung zum Teil die, daß keins der großen deutschen Kaisergeschlechter viel über hundert Jahre alt geworden ist, und die meisten Könige verhältnismäßig jung gestorben sind, vielleicht eine

Folge der ungeheuern Kraftanspannung, die ihre namenlos schwierige Stellung mit sich brachte, während die persönlich unvergleichlich unbedeutendern Kape-tinger eine sehr zähllebigte Familie gewesen sind. Aber das ist nicht der einzige Grund. Es lassen sich vielmehr genau die Punkte bezeichnen, wo mit vollem Bewußtsein in einem entscheidenden Augenblick Entschlüsse gefaßt worden sind, die der nationalen Notwendigkeit, das Königtum auf festere, stetigere Grundlagen zu stellen, schnurstracks zuwiderliefen, und nur dem eigensüchtigen Interesse der zu Fürsten aufgestiegenen hohen Reichsbeamten oder auch der römischen Hierarchie entsprachen. Hier sieht man wieder einmal, daß Männer die Geschichte machen, daß erst ihr Wille die von der allgemeinen, sozusagen unbewußten Entwicklung geschaffnen Möglichkeiten in Wirklichkeiten umsetzen oder dies auch versäumen kann. Das stärkste, waffengewaltigste Herzogtum des Reichs, Sachsen, hat dreimal die Aussicht gehabt, das Kernland, das Königsland des Reichs zu werden, unter den Ottonen, wo es das wenigstens auf kurze Zeit wirklich gewesen ist, unter Heinrich IV., der dort das Domänengebiet um den Harz zu seinem bevorzugten Sitze machen und Sachsen unmittelbar unter die Krone bringen wollte, und unter Lothar, der selbst Herzog von Sachsen war. Das erstemal starb das dort heimische Königsgeschlecht aus, Heinrichs IV. großen Plänen widersetzte sich der Stammestrog der Sachsen, die nur an ihre möglichst ungeschmälerte Selbständigkeit dachten und die besten Bundesgenossen Gregors VII. wurden, und Lothars großer Gedanke, nach seinem Tode (1137) Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Welfen Heinrich dem Stolzen von Bayern zu übertragen, also die beiden stärksten Herzogtümer, von denen das eine Front gegen die Slawen und Dänen, das andre Front gegen Ungarn und Italien machte, in einer Hand zu vereinigen und diesem fast die Hälfte Deutschlands als Erbgut seines Hauses beherrschenden Welfen die Kaiserkrone zu geben, traf auf den Widerstand der Reichsfürsten, die ein so starkes Königtum eben nicht wollten. Sonst wäre das langlebige Haus der Welfen, statt der gefährlichste Feind des Kaisertums zu werden, sein Träger geworden, und die Nation wäre mit Kaisern wie Heinrich dem Stolzen und Heinrich dem Löwen wahrhaftig nicht schlecht gefahren. Die Reichsfürsten haben dann auch aus demselben Grunde 1196 den noch viel großartigern Plan Heinrichs VI., die deutsche wie die italienische Krone im Hause der Hohenstaufen gesetzlich erblich zu machen und das hohenstaufische Erbland Sizilien dem Reiche einzuverleiben, also auch die Territorialeinheit Italiens zu begründen, zurückgewiesen, obwohl ihnen der Kaiser dagegen die förmliche Anerkennung der Erblichkeit für ihr Reichslehen auch in der weiblichen Linie anbot, also, weit entfernt, die fürstliche Macht vernichten zu wollen, sie im Gegenteil befestigen und nur den unerträglichen Widerspruch zwischen der Wählbarkeit des Königs und der Erblichkeit der wählenden Fürsten beseitigen wollte. So war jedes neu aufkommende Königsgeschlecht dazu verdammt, wie Sisyphos die unvermeidliche Arbeit an der Vererbung der Krone und an der Bildung einer sogenannten Hausmacht wieder von vorn anzufangen, auch wohl die Leistung seines Vorgängers wieder zu zerstören, wenn der Nachfolger einem andern Hause als dieser entstammte, wie z. B. Konrad III. und dann endgiltig

Friedrich I. die welfische Macht auflösen mußten. Ja es mußte geradezu die Politik des Kaisers werden, und ist sie gewesen, die alten Stammesgebiete zu zerschlagen, und sie haben mit dieser Arbeit wenigstens den Boden für spätere Einheitsbestrebungen geebnet, die, wären jene erhalten geblieben, niemals zum Ziele gelangt wären. Aber das war eben doch nur eine negative, keine aufbauende Arbeit. Und weil bald Sachsen, bald Franken, bald Schwaben das Kaiserland war, wurde es eben keins wirklich, und dieses ohnehin durch seine Bodenbildung die politische Einheit nicht gerade erleichternde Deutschland blieb ohne festes Kernland und ohne Hauptstadt.

Nun ist es ein noch heute zuweilen vorgezeigtes Bruchstück partikularistischer Geschichtsauffassung, darauf hinzuweisen, daß dieser Mangel ein großer Vorzug gewesen sei, daß wir ihm den Reichtum und die gleichmäßige Verbreitung unsrer Kultur verdanken. Darin liegt ein Körnchen Wahrheit, aber nicht die ganze. Niemand wird unsern fürstlichen Geschlechtern das Verdienst abstreiten wollen, für die Kultur ihrer Länder oft mit tiefer Einsicht und glänzendem Erfolg gesorgt zu haben, und niemand möchte Fürstenhöfe wie Dresden, Weimar, Hannover, Stuttgart, Heidelberg, Karlsruhe, Kassel, München u. a. m. in unsrer Kulturgeschichte missen. Aber fürstliche Höfe wären auch ohne die Scheinsouveränität möglich gewesen, die sie so oft verleitete, mit unzulänglichen Mitteln europäische Politik zu treiben, und zu andern Zeiten sind Städte, die niemals fürstliche Residenzen waren, wie Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Frankfurt, Köln, Leipzig, Breslau, Danzig, Hamburg u. a. m. in ihrer Bedeutung für das geistige Leben der Nation den Residenzen mindestens ebenbürtig gewesen. Auch würde die Selbständigkeit des deutschen Charakters das geistige Übergewicht einer nationalen Hauptstadt, wie es Paris ausübte, gar nicht haben aufkommen lassen. Jetzt sehen wir nur, wie sehr der Mangel einer solchen unsre nationale Entwicklung geschädigt hat, mit wie furchtbar hohem Preise die Mannigfaltigkeit unsrer Kultur bezahlt worden ist. Der Mangel einer nationalen Hauptstadt bedeutete eben nichts geringeres als den Mangel eines großen, dauernden Schauplatzes des nationalen Lebens, wo sich alle Elemente des Volks zu gemeinsamer Arbeit vereinigten, einander kennen lernten und ergänzten. Ein solches Zentrum war für kein Volk notwendiger als für die immer zur Absonderung neigenden Deutschen, es hätte auch vielleicht z. B. die Weiterbildung des schwäbischen Dialekts zur allgemeinen deutschen Schriftsprache herbeigeführt, statt daß Deutschland zu einer solchen erst auf weitem Umwegen, sehr viel später und auf einer ganz andern Grundlage gelangte, und hätte die Ausbildung eines nationalen Dramas ermöglicht wie in England. Es hätte jedenfalls eine feste nationale Tradition geschaffen, die uns jetzt so gänzlich fehlt, daß das Volk von allem, was hinter Luther liegt, gar nichts mehr weiß, daß alle seine lebendigen Überlieferungen lokaler oder landschaftlicher Natur sind, und daß an die größte Zeit unsrer mittelalterlichen Geschichte nur wenige verstreute Denkmäler erinnern, in weiten Gebieten überhaupt gar nichts, während zahllose Bauten u. a. m. die Thätigkeit der Landesfürsten vor Augen stellen. Wie sehr das alles das spätere Zusammenwachsen der Nation erschwert hat, liegt auf der Hand.

Alle weiteren Versäumnisse sind aus dem schließlichen Siege des Partikularismus über das Kaisertum hervorgegangen und waren doppelt verhängnisvoll in einer Zeit, wo sich ringsum große Nationalstaaten zu bilden begannen. Weil das Kaisertum als Wahlmonarchie erblichen Lehnsträgern und Wählern gegenüberstand, mußte jeder Kaiser seine Wahl durch immer neue Zugeständnisse an diese erkaufen, bis Reichsgut und Reichsrechte endlich so zerbröckelt waren, daß nur noch das mächtigste Fürstengeschlecht die Krone tragen konnte, erst die Luxemburger, dann die Habsburger, ohne daß sie doch ihre gesetzliche Erblichkeit durchgesetzt und damit auf eine wesentlich dynastische, dem Reichsinteresse zuweilen geradezu widersprechende Politik verzichtet hätten. Nichts tragischer deshalb als etwa das Schicksal Maximilians I., des deutschesten und liebenswürdigsten aller Habsburger, der ganz der Mann dazu gewesen wäre, an der Spitze eines wirklichen deutschen Staats eine Rolle zu spielen, wie etwa Franz I. von Frankreich, aber nun sich von Eigennuz, Unverstand und bösem Willen in allen seinen großen Plänen für das Reich gelähmt sah, aus dem jämmerlichen Zwiespalt zwischen kühnem Wollen und mangelhaftem Können Zeit seines Lebens nicht herauskam und endlich auch einer rein dynastischen Politik verfiel. Er erlebte vor allem eine neue große Versäumnis, das Scheitern der von allen Seiten als dringlich anerkannten Reform der Reichsverfassung. Nur weil es so stand, wurde dann in einem der entscheidendsten Augenblicke der deutschen Geschichte ein Fremder, Karl V., zum Kaiser gewählt, und nur ein Fremder wie er, der die Deutschen weder damals noch jemals später wirklich kannte, konnte die ungeheure Versäumnis begehn, 1521 alle die Lebensfragen der Nation unentschieden zu lassen und die wichtigste, die kirchliche Reformfrage, durch die Reichsacht über Luther lösen zu wollen. Ein Kaisertum, das diesen hohen Namen verdiente, hätte es zur Kirchenspaltung gar nicht kommen lassen, sondern hätte Rom die unvermeidliche Reform abgezwungen oder sie selbst mit den deutschen Bischöfen in die Hand genommen. Nicht Luther hat die Nation gespalten, sondern die Kirchenreform wurde auf den Weg der Kirchenrevolution gedrängt, weil sich die Reichsgewalt ihr versagte, und die Nation wurde auch kirchlich zerrissen, nur weil das Reich längst politisch zerklüftet war. Indem aber das Landesfürstentum die Reformation deckte, gewann es neue Kräfte und eine sittliche Berechtigung, die ihm bisher gefehlt hatte, und der Partikularismus hielt seinen fröhlichen Einzug auch in das kirchliche Leben des deutschen Volkes, indem er den Notbehelf der Landeskirchen anstatt einer bischöflichen Nationalkirche schuf, wie sie Luther ursprünglich erhofft hatte, und den tief eingewurzelten Gang zu Sondertümelei noch unendlich verstärkte. Des römischen Papstes war man entledigt, aber dafür hatte man in jeder Gemeinde mindestens ein Päpstlein. An diesem kleinstaatlichen Ursprung und Entwicklungsgang krankt der deutsche Protestantismus bis zur Stunde. Noch stehen die einzelnen evangelischen Landeskirchen unverbunden nebeneinander, und nach den bisherigen Erfahrungen ist es leider höchst zweifelhaft, ob die Anregung zu einer engeren, wenigstens äußerlichen Verbindung, die früher von der württembergischen Synode und einigen preußischen Provinzialsynoden sowie von der letzten Synode

der sächsischen Landeskirche ausging, und die hochherzigen Gedanken, die jüngst bei der Feier des dreihundertjährigen Geburtstages Herzog Ernsts des Frommen in Gotha am 26. Dezember vorigen Jahres der Kaiser und der Regent von Sachsen-Koburg-Gotha in dieser Beziehung ausgesprochen haben, irgend welchen bessern praktischen Erfolg haben werden als die ältern Versuche derart. Das Kaisertum aber, dauernd an eine halbfremde Macht gekettet und von der großen protestantischen Hälfte der Nation mit tiefem Mißtrauen betrachtet, hörte nun vollends auf, eine nationale Staatsgewalt zu sein. Seitdem konnte nur ein völliger Neubau auf dem Grunde des souverän gewordenen Landesfürstentums den Deutschen eine neue leistungsfähige Gesamtverfassung geben, und erst als sich ein neues deutsches Kernland, Brandenburg-Preußen, gebildet hatte, kam die moderne Einheitsbewegung zum Ziele.

Gar nicht bestritten ist, daß die schweren Verhältnisse in der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands vor allem aus dem Mangel einer wirklichen Reichsgewalt hervorgegangen sind. Die Nation vermochte weder ihre alte Weltstellung im Handel, die sie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters errungen hatte, zu behaupten noch an den neuen Seewegen, die Spanier und Portugiesen erschlossen, oder gar an der Besitzergreifung der überseeischen Länder, also an den neuen Aufgaben der europäischen Völker Anteil zu gewinnen. Gegenüber den aufstrebenden Mächten des Nordens und Ostens verlor die Hanse im Verlaufe des sechzehnten Jahrhunderts ihre Handels-herrschaft; ja sie konnte nicht einmal das Eindringen ihrer Konkurrenten, der Niederländer in die Ostsee, ihr eigenstes und ältestes Handelsgebiet, verhindern. Denn in dieser Zeit beginnender Großstaatbildung vermochte ein loser Städtebund nicht mehr eine Macht zu sein, und es fehlte ihm nicht nur der starke Rückhalt an einer nationalen Staatsgewalt, sondern Kaiser Karl V. begünstigte sogar die Niederländer, weil er ihr Landesherr war. Noch 1628 überwogen konfessionelles Mißtrauen und ängstliche Kurzsichtigkeit bei dem Reste des Bundes derart, daß er die Hand zurückstieß, die ihm damals der Kaiser und Wallenstein darboten, um der Hanse wenigstens den Verkehr mit Südeuropa gegenüber den Niederländern zu sichern und eine Reichsflotte aufzustellen — eine der aller schlimmsten Folgen der kirchlichen Zerklüftung. An ein selbständiges Eindringen in die neuen Seewege und die Kolonisationsarbeit der Spanier und Portugiesen vollends wäre bei der monopolistischen Richtung der Zeit nur dann zu denken gewesen, wenn eine Reichsgewalt eine Stütze geboten hätte, und auch da, wo Karl V. die Deutschen heranzog, also die Verbindung mit Spanien ihnen einmal zum Vorteil gereichen konnte, indem er die Welsler mit Venezuela beehrte, verstanden diese süddeutschen Binnenkaufleute nicht hinlänglich, diese Günst des Geschicks zu einem dauernden Erfolge zu benützen. So blieb es den Engländern und den Niederländern überlassen, sich den Anteil an der Herrschaft der überseeischen Gebiete und am Welthandel zu sichern, den sich die iberischen Nationen entreißen ließen. In der That ein klägliches und tief beschämendes Schauspiel, zu sehen, wie diese große, reiche, begabte und gebildete deutsche Nation unfähig ist, das zu thun, was viel kleinere und schwächere Völker thaten, nicht etwa, weil sie von auswärtigen Gefahren be-

drängt gewesen wäre — sie genoß vielmehr des vollen Friedens —, sondern nur, weil sie sich keine genügende politische Organisation zu geben vermochte und in kleinlichen Händeln und theologischen Zänkereien elend verkümmerte. Nach dem Dreißigjährigen Kriege vollends, der die Mündungen der wichtigsten deutschen Ströme in die Hände fremder Mächte brachte, war Deutschland wirklich viel zu schwach und viel zu menschenarm, als daß es trotz einzelner Versuche weitsichtiger Fürsten den Bahnen der Engländer und Holländer hätte folgen können, und die Kämpfe um die Grundlagen des neuen deutschen Staats nahmen noch im achtzehnten Jahrhundert die besten Kräfte in Anspruch. Erst im neunzehnten Jahrhundert sind Amerika und der Seeweg nach Indien sozusagen für Deutschland entdeckt worden. Aber mittlerweile war es für die Begründung einer deutschen Kolonialherrschaft großen Stils zu spät geworden.

Denn das Maß politischer Festigkeit, das dazu gehört hätte, das fehlte den Deutschen auch noch in den zwei ersten Dritteln des vorigen Jahrhunderts. Der anerkanntermaßen völlig unbrauchbaren Reichsverfassung und der unhaltbaren Gebietszersplitterung ein Ende zu machen, versäumte die Nation auch noch im achtzehnten Jahrhundert, trotz des Anstoßes, den Friedrich der Große ihr zweimal, im österreichischen Erbfolgekriege und im Fürstenbunde, gab; sie überließ das einem fremden Eroberer, der diese notwendige Arbeit nun natürlich in seinem Interesse vollzog, und sie versäumte noch 1815, sich eine leistungsfähige Gesamtverfassung zu gründen, bis ihr dann endlich das siegreiche Preußen die Grundlagen einer solchen mit den Waffen aufzwang. Wir sagen absichtlich die Nation, nicht die Fürsten. Denn die Fürsten gehören nicht nur zur Nation, sondern sie sind auch ihre Führer, und die Nation, d. h. ihre denkenden und gebildeten Kreise, trifft eben doch die Mitschuld, daß sie die Erbärmlichkeit ihrer Verfassung nicht stärker empfand, sondern sich ruhig gefallen ließ, ja lange Zeit nicht einmal ernstlich daran dachte, eine Folge freilich der politischen Verkümmern von Jahrhunderten.

Wie dem nun auch sein mag, diese politischen Versäumnisse sind mit der Erneuerung des Reichs endlich wiedereingebracht worden, aber wir dürfen nie vergessen, daß das nur das Selbstverständliche, das Unerläßliche war, ein Ziel, das alle andern großen Völker Europas lange vor uns erreicht haben, mit alleiniger Ausnahme Italiens. Die wirtschaftlichen Versäumnisse dagegen sind niemals wieder gut zu machen, sind unheilbar; das kann nicht scharf genug ausgesprochen werden. Wir nehmen im Welthandel jetzt die zweite Stelle ein, wir haben in Afrika, in China, in der Südsee festen Fuß gefaßt. Aber der deutsche Unternehmer folgt nur langsam der deutschen Flagge; das deutsche Kapital, das so gern in wüsten Bank Spekulationen und in allen möglichen fremden Werten hohe Verzinsung sucht auf die Gefahr hin, am Ende die ganze Anlage einzubüßen, scheint sich nicht entschließen zu können, aus eigener Initiative, mit dem alten tapfern hanfischen Wagemut, der doch keine Reichsgewalt hinter sich hatte, das unbedingt Notwendige zur Verwertung unserer afrikanischen Besitzungen zu thun, d. h. Eisenbahnen zu bauen. Die südwestafrikanische Bahn wird vom Reiche gebaut, und was aus der viel wichtigeren ostafrikanischen wird, das wissen die Götter! Wie klein und erbärmlich stehn

wir doch neben den gefaßten Engländern da, über die wir tagtäglich schimpfen! Daran ist wahrhaftig nicht die Reichsregierung schuld, sondern einzig und allein die Lauheit und der Kleinmut der Nation. Aber auch wenn ein frischerer Zug dahinein käme, die großen Kolonialgebiete jenseits des Meeres sind uns für immer verloren, deutsche Pflanzstaaten wird es dort niemals geben; diese Möglichkeit ist schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verspielt worden. Sogar in dem Falle, daß sich einmal die englischen Kolonien vom Mutterlande ablösen sollten, Nordamerika, ein großer Teil Südafrikas und Australien würden doch immer angelsächsisch bleiben, und so viele Deutsche dorthin ausgewandert sind und noch auswandern mögen, sie wollen und können auch gar nicht an irgend welche nationalpolitische Selbständigkeit denken, sie sind ehelich gesagt doch nur „Völkerdünger.“ Eine bessere Zukunft kann uns in einzelnen Teilen Südamerikas erblühen, wo wenigstens die Gründung einigermaßen selbständiger und geschlossener deutscher Niederlassungen gelungen ist und weiter gelingen kann, aber sie stehn eben doch auch unter fremder Herrschaft und haben in Argentinien und Brasilien mit der energischen Konkurrenz der sehr rührigen Italiener zu kämpfen. Dazu werden wir auf Schritt und Tritt mißtrauisch beobachtet und empfinden es schwer, daß wir es überall mit ältern und stärkern Kolonialmächten zu thun haben, deren keine uns auch nur den kleinsten Fortschritt ehelich gönnt. Verbreitet sich auch nur ein Gerücht, daß Deutschland die und jene Kohlenstation zu erwerben beabsichtige, dann wird die ganze Welt gegen unsern sträflichen Ehrgeiz alarmiert; daß wir Kiautschou besetzten, also ganz dasselbe thaten, was England vor sechzig Jahren in Hongkong gethan hat, sollte den Boxeraufstand verschuldet haben; wenn der Sultan seine Lehnshegheit über Koweit geltend macht, so hat ihn Deutschland dazu aufgehetzt, um der englischen Uneigennützigkeit einen Streich zu spielen, und wenn wir unsre Rechte gegen die schwache Regierung von Venezuela geltend machen, uns sogar erdreisten, Kriegsschiffe dorthin zu schicken, weil diese Kreolen etwas harthörig sind, dann erhebt die „gelbe“ Yankeepresse drüben ein wahrhaft indianisches Kriegsgeheul und erörtert ganz ernsthaft den unsinnigen Gedanken, mit uns zur Verteidigung der Monroe-doktrin anzubinden, wobei sie allerdings die unangenehme Erfahrung machen würde, daß wir keine Spanier sind. Kurz, wo wir uns nur zu rühren versuchen, da schallt es über den ganzen Erdball hin: Hands off! Da muß bei den bescheidenen Möglichkeiten, die uns noch bleiben, die ganze Nation, deren Geschichte eine Kette schwerer Veräumnisse gewesen ist, nach dem Grundsatz handeln: Keine Veräumnisse mehr! Sonst droht auch unsrer jungen Kolonial- und Weltmachtspolitik die Gefahr, daß sie in eine große und zwar ganz unentschuldbare Veräumnis ausläuft, und daß die Nation endgiltig der Verkümmerng überliefert wird. Also keine Veräumnisse mehr! *

